

# Plötzlich Rentner

Es ist gewöhnungsbedürftig, das Quartalsheft von *Senior mach mit* im Briefkasten zu finden: Davon abgesehen, dass die erste AHV-Zahlung pünktlich auf dem Postcheckkonto eintrifft, erinnert nichts den vor sich hin reifenden Mann so heftig daran, dass er das offizielle Rentenalter erreicht hat. Und es ist ehrenvoll, wenn von Cati Briner die Anfrage kommt, «irgend etwas» für dieses Heft zu schreiben.

Ja, der Neo-Senior macht mit. Dieses Angebot, angeregt schon von einem Nachbarn in jungen Jahren, dem umtriebigen Zahnarzt Max Schatzmann, ist wertvoll. Ich nehme also, wenn es mit dem Gedächtnis- und Taktiktraining reicht, gerne an einem Jassnachmittag teil oder, wenn es mit dem Lauftraining nicht mehr geht, auch mal an einer Wanderung. (Für den Seniorenchor dagegen bringt alles Training nichts mehr.) Aber der offizielle Senior möchte nicht nur mitmachen, sondern auch machen, also weiter etwas zur Wertschöpfung beitragen.

Darum ein paar Gedanken zur Frage, die fast alle bei der Beförderung zur Seniorin oder zum Senior umtreibt: Wie halten wir es mit der Arbeit, und zwar mit der bezahlten wie mit der unbezahlten? (Übrigens: Wie lange

geht es noch, bis jemand bei *Senior mach mit* die Genderkorrektheit einfordert?)

Für meine Eltern galt selbstverständlich, was im höheren Bürgertum des 19. Jahrhunderts begonnen und sich nach dem Zweiten Weltkrieg in der breiten Bevölkerung durchgesetzt hatte: Der Mann sorgte für den Lebensunterhalt der Familie, die Frau kümmerte sich um die Kinder und den Haushalt. Die Arbeit des Mannes wurde bezahlt, die Arbeit der Frau nicht, ja teils wurde sie nicht einmal als Arbeit anerkannt.

Mein Vater lehrte tagsüber in der Schule und sass abends, zum Unwillen der Gemahlin, an Sitzungen der Museumsgesellschaft, der Sekundarlehrerkonferenz oder der Freisinnigen Partei und am heiligen Mittwochabend in der Pokerrunde. Meiner Mutter, die in der Käserei der Grosseltern tatkräftig mitgeholfen hatte, blieb die Erwerbsarbeit dagegen verwehrt: Das war seit der Krise der Dreissigerjahre für die Ehefrauen von Staatsangestellten verboten, in der Nachkriegszeit «nur noch» verpönt. So galt sie schon als Rabenmutter, weil sie ihre beiden Buben zwei Jahre in den Kindergarten schickte, statt sie zu Hause zu umsorgen. Immerhin fand sie befriedigende

Aufgaben im Gemeinnützigen Frauenverein, dessen Vorstandsmitglieder sich mit den Titeln ihrer Männer als «Frau Doktor» oder «Frau Direktor» ansprachen, so in der Brockenstube, die sie mit aufbaute, und im Café des Altersheims, das sie anregte.

Und für die Generation meiner Eltern galt ebenso selbstverständlich: Beim Erreichen des Rentenalters war Schluss mit der Erwerbsarbeit. Das befohlene Geniessen des sogenannten Lebensabends war meinem Vater leider nicht vergönnt, meiner Mutter wohl, aber für ihren Geschmack zu lange. Wenigstens sorgten viele Helferinnen dafür, ihr das zunehmend beschwerliche Leben als Witwe im eigenen Haus zu erleichtern, freiwillige wie die Nachbarinnen oder bezahlte wie der Mahlzeitendienst und die Spitex.

Jetzt lebe ich selber als Rentner wieder in meinem Elternhaus. Ich kümmer mich mit der Hingabe meiner Mutter um ihren leicht umgestalteten Garten. Und ich freue mich über die Verbundenheit im Quartier, wo wir bei Vernachlässigung durch die Stadt auch mal gemeinsam Schnee schauen, wo die Kinder aus einem halben Dutzend Familien auf dem Strässchen spielen und wo mich die Nachbarn in den ersten Tagen des Lockdowns frag-

ten, ob sie etwas für mich tun könnten – nachdem ich mich als fitter 64-Jähriger für freiwillige Einsätze gemeldet hatte.

Aber ich möchte eben nicht nur zuschauen oder mitmachen, sondern selber etwas beitragen. Was meine Eltern ehrenamtlich leisteten, mein Vater in der Kultur oder in der Partei, meine Mutter im Gemeinnützigen Frauenverein, können Berufstätige beider Geschlechter immer weniger mit ihrem Arbeitsleben und ihren Familienpflichten vereinbaren; also sollen es rüstige Rentnerinnen und Rentner übernehmen. Dafür gibt es heute Angebote für alle Talente und Interessen, so auf der Website der Stadt die Stellenbörse für Freiwilligenarbeit. Meine sind die Volkshochschule und der Fahrdienst des SRK – ich kann sie wärmstens empfehlen.

Auch ein alterndes, pardon: reifendes Hirn kann sich noch entwickeln, und zwar nicht nur negativ. Wir können also im Alter weiter lernen, schliesslich haben wir endlich Zeit und hoffentlich auch Lust dazu. Dank dem Internet gibt es heute Möglichkeiten aus aller Welt wie noch nie, und dies meist gratis. Ich folge den Vorlesungen der Harvard-Stars Michael Sandel zur Gerechtigkeit und Steven Pinker

zum klaren Denken, schau Referate des öffentlichen Programms der Uni St. Gallen, höre dank Podcasts rund um die Uhr die interessantesten Stimmen und bilde mich auf Youtube in Fussballtaktik, Musiktheorie und Archäogenetik, im Obstbaumschneiden und im Igelhausbauen weiter.



Trotz diesem überreichen Angebot gilt aber weiterhin: Vor Ort mit anderen zusammen zu lernen, bringt noch mehr, nämlich auch soziale Kontakte. Die Möglichkeiten dazu wollen wir in der Volkshochschule bieten. Einerseits bringen wir landesweit bekannte Experten nach Weinfelden, wie den Geschichtspräsident Tobias Straumann, der über den Umbruch in der Schweiz seit 1989 nachdenkt, oder den Radiomann Christian Schmid, der uns den Wandel der Mundart erklärt. Andererseits zeigen wir, wie viel Interessantes sich in unserer nächsten Umgebung entdecken lässt, vom Gasthof zum Trauben im neuen alten Glanz über das Weingut von Michael Broger bis hin zu den Mühlen Meyerhans. Zu diesen Veranstaltungen sind alle herzlich eingeladen, ob als Mitglieder (was uns natürlich freut) oder auch nicht.



Dazulernen schadet aber auch sonst nichts, so beim Autofahren oder beim Reden mit anderen Leuten – beides

gehört nicht zu meinen Vorlieben und auch nicht zu meinen Stärken. Ich übe jetzt, indem ich als Freiwilliger für den SRK-Fahrdienst Ältere zum Arzt, ins Spital oder in die Tagesklinik bringe. Und ich stelle nach einem knappen Jahr fest, dass mir diese Einsätze nicht nur einen geordneten Tageslauf und ein gutes Gefühl als weiterhin nützlicher Zeitgenosse verschaffen, sondern auch wertvolle Erfahrungen: Ich lerne von meinen Fahrgästen, wie tapfer und sogar munter sich selbst ein beschwerliches Alter bewältigen lässt, etwa von der 93-Jährigen im Altersheim, die sich per Skype mit

ihrem Sohn in Neuseeland austauscht. Daneben höre ich natürlich auch Sprüche, man sollte nicht so alt werden müssen. Und eine der liebsten Kundinnen gab mir zu den zehn Franken, die ein Einsatz in Weinfelden kostet, einen Fünfliber Trinkgeld, weil ich als Einziger noch etwas Mitgefühl zeige. Das wäre nicht nötig gewesen – der Austausch bringt mir so viel wie meinen Fahrgästen. (Ausserdem fahre ich jetzt auch sonst viel rücksichtsvoller und fluche fast nicht mehr.)

Sollen solche Tätigkeiten entlohnt werden? Was meine Mutter machte, gilt jetzt als Care-Arbeit, was mein Vater in der Freizeit machte (vom Pokern mal abgesehen), als Milizdienst. Für beides fehlt heute immer mehr Berufstätigen die Zeit oder der Anreiz, also ein Lohn. Aber andererseits möchten sich viele Rentnerinnen und Rentner noch als nützlich erweisen. Wie also bringen wir Bedürfnisse und Angebote zusammen?

Eine Idee, die ohne Geld auskommt, sind Zeitguthaben: Freiwillige helfen beim Gärtnern, im Haushalt oder beim Einkaufen, und sie sammeln so auf ihrem Konto ein Guthaben, das sie nutzen können, wenn sie selber solche Dienste brauchen. Einen Verein Zeitgut gibt es seit diesem Jahr

auch in der Region Weinfelden, gefördert von der Stadt. Er verdient die Unterstützung; vielleicht entwickelt sich tatsächlich so ein Netz von Gebenden und Nehmenden über die Generationen hinweg.

Die Erfahrungen als Neo-Rentner zeigen mir aber, dass es auch ohne Entlohnung oder Gegenleistung geht. Meine Generation der Babyboomer, die so unbeschwert und verwöhnt aufwuchs wie keine in der Weltgeschichte, kann und soll etwas zurückgeben. Die Befriedigung ist Lohn genug.

P.S. Als Honorar nur ein kleines Inserat in eigener Sache: Wir mussten im Sommer leider auch den zweiten Hund loslassen; erstmals seit zwanzig Jahren habe ich keinen mehr. Wenn ein Hund mal Auslauf oder auch tageweise Betreuung braucht, stehe ich bei gegenseitiger Sympathie gerne zur Verfügung.

*Markus Schär*